

Literatur-Rundschau

Grabner, Franz / Larcher, Gerhard / Wessely, Christian (Hg), *Utopie und Fragment. Michael Haneke's Filmwerk*, Thaur: Kulturverlag, 1996, 215 S. (mit 18 Abb.), DM 34,80.

Nach seinen zahlreichen Fernsehfilmen (seit 1973) fand der 1942 geborene österreichische Regisseur Michael Haneke gleich mit seinem Kinodebüt „Der Siebente Kontinent“ in Cannes (1989) internationale Beachtung. Der Film wurde der erste Teil einer Trilogie über die „Vergletscherung“ (Haneke) der Gefühle und zwischenmenschlichen Beziehungen und der daraus aufbrechenden aggressiven oder selbstdestruktiven Handlungen. Von den beiden nachfolgenden Teilen wurde besonders „Benny's Video“ (1992) ein Publikumserfolg, wogegen der sprödere „71 Fragmente einer Chronologie des Zufalls“ (1994) nur in wenigen Programmkinos zu sehen war. Ähnlich erging es unlängst seinem äußerst kontrovers diskutierten Anti-Gewalt-Film „Funny Games“.

Nachdem sich ein sehr lesenswertes früheres Buch über Haneke's Filmschaffen vornehmlich seines Kinodebüt und seiner Arbeiten für das Fernsehen angenommen hat (Alexander Horwath [Hg.], *Der siebente Kontinent. Mi-*

chael Haneke und seine Filme

Wien: Europaverlag 1991), steht im Zentrum des vorliegenden Bandes die „Trilogie der Vergletscherung“. Entstanden ist das Buch aus der mehrjährigen Beschäftigung mit dem Werk Haneke's seitens einer – im weiteren Rahmen des internationalen Forschungsprojekts „Film und Theologie“ verorteten – Arbeitsgruppe um den Grazer Fundamentaltheologen Gerhard Larcher, seinen Assistenten Christian Wessely und den jetzt beim ORF tätigen Filmexperten Franz Grabner. Die nicht zuletzt von der Dialogbereitschaft und Kooperation Haneke's befruchtete Arbeit mündete Anfang 1995 in ein Filmsymposium, dessen Referate mit diesem Band vorgelegt werden. Neben den Mentoren der Arbeitsgruppe und einer Reihe von Studierenden, die sich z.T. Aspekte von Haneke's Werk als Thema ihrer Abschlußarbeiten vorgenommen haben, waren bei diesem Symposium – und nun auch im Buch – auch einige 'Gaststars' aus dem filmpublizistischen Bereich vertreten. Hinzugekommen ist schließlich noch ein Beitrag von Monika Leisch-Kiesl (Nachfolgerin von Günter Rombold am „Institut für Kunst“ der Kath.-Theol. Fakultät Linz) über die von Haneke selbst akzentuierten filmästhetischen Verbindun-

gen zum Werk des französischen Regisseurs Robert Bresson (ein Nachdruck seines schönen Essays „Schrecken und Utopie der Form. Bressons „Au hasard Balthazar“, erschienen in der FAZ v. 7.1.1995, hätte gut in den vorliegenden Band gepaßt).

Zur Intention des Projekts schreiben die Herausgeber im Vorwort: „Ausgehend von einem prophetischen und moralischen Potential der Spitzenkunst glauben wir, daß es notwendig ist, die Sensibilität von Theologie und Kirche für die Sinnartikulationen der großen zeitgenössischen Kunst – nicht zuletzt auch im Film – anzuschärfen. Denn den Künsten und der Ästhetik kommt eine wichtige Vermittlungsperspektive zwischen Ethik und Theologie zu, vor allem um geistige Wachsamkeit und Widerstand einzuschärfen.“ Insofern sich Theologie heute auch als „Kunst der Wahrnehmung“ (Albrecht Grözinger) begreift, tut sie gut daran, zunächst einmal in Sachen Filmästhetik den Experten zu lauschen und theologisches Interpretieren hintanzustellen. Viel zu hören gibt es diesbezüglich im vorliegenden Band bei dem bekannten Filmpublizisten Georg Seeßlen, der mit seinem Beitrag „Strukturen der Vereisung“ (37–53) die bislang wohl gründlichste systematische Analyse von Haneke's Filmsprache vorgelegt hat. Flankiert wird er durch die mehr mit Einzelaspekten befaßten Tex-

te seiner Kollegen Andreas Kilb (Hamburg) über die Darstellung der Gewalt in „Benny's Video“ (125–132; dazu nochmals: Karl Suppan, 81–98) und Bert Rebhandl (Wien), der die markanten, sequenztrennenden Schwarzfilm-passagen im „Siebenten Kontinent“ zu erschließen sucht (133–139) als „Metapher für den Verlauf der Erzählung insgesamt“, als „nichtendes Nichts“ und „mythologischer Leerraum, in den hinein sich bürgerliche Hoffnungsbilder transzendieren“ (138). Den Verbindungen zwischen dem Erzählstil von Haneke's Fersehfilmen und dem „nouveau roman“ geht Andrea Pfandl (187–205) nach: Wie diese literarische Strömung versuche auch Haneke, „durch banale, „unge- schönte“ Bilder wieder den Blick für den Realitätswert (...) aufzubrechen.“ (205)

Durch das den Band eröffnende, nicht zuletzt für die ästhetischen Konzeptionen, für sein Bressonsches Programm der möglichsten „Entschlackung“ der Bilder sehr aufschlußreiche Interview Franz Grabners mit Haneke (9–18) werden die mehr theologisch interessierten Beiträge gegen den Verdacht einer Vereinnahmung in Schutz genommen. Auf die Frage, ob es ihn überrascht habe, „daß sich ausgerechnet Theologen mit (seiner) Arbeit beschäftigen“ erwidert Haneke lakonisch: „Nein. Eigentlich habe ich es erwartet.“ (18) Und an

anderer Stelle meint er: „Wenn man bestimmte Grundkonstellationen anführt, kommt man automatisch zu religiösen und existentiellen Fragestellungen. Das ist, wenn Sie so wollen, immer ein religiöser Aspekt.“ (15)

Besondere Beachtung - auch über den Dialog von *Film* und Theologie hinaus - verdient der mit „Theologie und Ästhetik“ überschriebene Beitrag von Gerhard Larcher (19-36). Unter dem Vorzeichen der „Brucherfahrung der Moderne“ (19) leuchtet er in fundamentaltheologischer Perspektive verschiedene Facetten der „Wechselbeziehung von Kunst und Glaube“ aus, um zu einem engagierten, und dann am Beispiel des Films und dem Werk Hanekes konkretisierten Plädoyer für ein „Allianz von Theologie und Kunst trotz ambivalenter ästhetischer Gegenwart“ (26) zu kommen. Denn gerade die Kunst könne heute „weithin noch auf die ansonsten vermißten prophetischen und utopischen Potentiale verweisen, die in den politischen Ideologien verlorengegangen sind, aber im Verein mit der Theologie evtl. neu gewonnen werden könnten.“ (28)

Hervorzuheben sind des weiteren Harald Meindls eingehende Auseinandersetzung mit dem schon von Larcher als „vermittelnde Schlüsselkategorie“ für den „Konnex von Ethik und Ästhetik“ (28) akzentuierten „Erhabenen“ in Hanekes Trilogie

(55-79) und Christian Wesselys Überlegungen zum Verhältnis von „Virtualität und Realität“ anhand von „Benny's Video“. Sie münden in die These, daß dieser Film als „Parabel“ „das Lebensgefühl der Gesellschaft in der Postmoderne“ hinterfrage: als sehr reale „negative Utopie“ denke er „die Entwicklung über ihren derzeitigen Stand hinaus weiter zur medialen Einheitskultur, zur endgültigen und kaum umkehrbaren Virtualisierung auch menschlicher Grundvollzüge“ (122). Stärker theologisch gespürt sind dann Alfred Jokeschs anregende Gedanken über Schuld, das Böse und Erlösung (153-167)

Etwas getrübt wird der positive inhaltliche Eindruck durch einige editorische Schwachstellen, die wohl auf eine gewisse Eile bei der Drucklegung zurückzuführen sind. Neben Layout-Problemen (wie den übergroßen Anmerkungsziffern in den Überschriften), uneinheitlichen Titelaufnahmen in den Anmerkungen oder Flüchtigkeitsfehlern (vgl. z.B. 28 Anm. 21), stört besonders, daß - mit Ausnahme des Auftakt-Dreiklangs - nicht recht ersichtlich wird, nach welchem Prinzip die Beiträge angeordnet sind. So gerät die Lektüre zu einem etwas sprunghaften Parcour. Hilfreich wäre im Anhang auch eine Filmographie der Werke Hanekes gewesen. - Doch unbeschadet solch kleinerer Ausstellungen: Als exemplarische,

vielschichtige Auseinandersetzung mit dem Werk eines bedeutenden Regisseurs der Gegenwart (nicht nur) von theologischer Seite, die sich sensibel und unvoreingenommen auf die Filme einlässt und von hier aus Perspektiven für den Gesamtbereich „Theologie und Ästhetik“ eröffnet, ist der vorliegende Band unbedingt empfehlenswert.

Reinhold Zwick

Schatten, Thomas; 50 Jahre filmdienst. Ein Beispiel für das Verhältnis von Kirche + Kultur in der Bundesrepublik Deutschland. Düsseldorf/Köln: Thomas Schatten Verlag/KIM-Verlag 1997, 274 S.

Der katholische „filmdienst“ (zu Beginn: „Filmdienst der Jugend“), die älteste Filmzeitschrift der BRD, rezensiert alle seit 1945 in Deutschland bzw. der BRD gezeigten (Kino)filme, was sich bis Ende 1997 auf ca. 33.000 ausführliche Film-Besprechungen summierte. Damit ist die Zeitschrift die Grundlage für das „Lexikon des Internationalen Films“ und der darauf basierenden CD-ROM, auf deren letztem Update (97/98) knapp 45.000 Kurzkritiken enthalten sind. Anlässlich des 50. Geburtstags des „filmdienst“ 1997 entstand Schattens Buch, allerdings „nur“ als „Nebenprodukt“ eines umfangreichen Dissertationsprojekts zum gleichen Thema. Thomas Schattens Publikation versteht sich als ein (ex-

emplarisches) Beispiel für das Verhältnis von Kirche und Kultur in der BRD.

Schatten gibt nach der Einleitung im II. Kapitel einen kurzen, prägnanten Überblick über die 50 ersten Jahre der Filmgeschichte und die Geschichte der Katholischen Filmarbeit bis 1945. Im dritten Kapitel referiert er die Gründungsgeschichte der Zeitschrift und bezieht dabei auch Institutionen wie die Katholische Filmkommission (seit 1949) und die Katholische Filmliga, die inhaltlich wesentlich mit dem fd verknüpft sind, mit ein. Der Filmliga (1951 gegründet) traten ca. zwei Millionen (!) Mitglieder bei, sie wurde jedoch in den 70ern eingestellt.

Im IV. Abschnitt beschäftigt sich der Autor mit der Institutionsgeschichte des „filmdienst“. Dabei berücksichtigt er sowohl die Anforderungen durch Verlautbarungen des Papstes bzw. der Bischöfe als auch die Veränderungen in der Kinolandschaft und das gesellschaftliche Umfeld; Schatten geht dabei auch auf nur zeitweise im fd enthaltene Rubriken wie Jahresbestenlisten ein (1952-1965). Das V. Kapitel, der Schwerpunkt, enthält eine Inhaltsanalyse, wobei Schatten sich exemplarisch mit Kritiken zu deutschen (Heimatfilm, neuer deutscher Film), französischen (Nouvelle Vague), italienischen (Neorealismus, Italo-Western), amerikanischen (New Hollywood)

sowie europäischen Filmen der letzten 15 Jahre auseinander setzt. Im VI. Abschnitt reflektiert der Autor die Bedeutung des „film-dienst“ für die Katholische Medienarbeit bzw. für die säkularen Medien, bevor er schließlich ein Fazit (VII.) zieht und einen Ausblick (VIII.) wagt.

Schatten gelingt es, mit Hilfe einer Fülle von Erkenntnissen und Beobachtungen, anschaulich zu machen, welchen Weg der „film-dienst“ in einer sich wandelnden Kirche und Gesellschaft seit 1947 gegangen ist. Er stellt dabei einige Eigenarten der Zeitschrift in ihren jeweiligen zeitgeschichtlichen Kontext und macht so Entwicklungen und Entscheidungen transparent. Erwähnt wird z.B. der Skandal um „Die Sünderin“ (1951): Dieser Film wurde von der kath. Kritik nicht wegen der Szene mit dem nackten Busen der Knef kritisiert, sondern wegen der oberflächlichen Behandlung von Prostitution, Sterbehilfe und Suizid; eine längst fällige Klarstellung (S. 78ff.).

Eine der am häufigsten gegenüber dem „film-dienst“ geäußerte Kritik, der konfessionelle Hintergrund stehe einer vorurteilslosen Beschäftigung mit den Filmen bzw. deren Inhalten entgegen, widmet der Autor erwartungsgemäß viel Platz. Schatten weist anhand diverser Beispiele nach, daß der „film-dienst“ sich nicht scheut, „vorgeblich religiösen Filmen, die anderenorts von kirchli-

chen Stellen gelobt werden, seinerseits kritisch zu begegnen“ und sich auch nicht davon abhalten läßt, „den christlichen Gehalt auch solcher Werke hervorzuheben, die auf manchen konservativen und filmunkundigen Gläubigen eher verstörend wirken“ (S. 108f.).

Schatten macht deutlich, daß der „film-dienst“ durch differenzierte Stellungnahmen z.B. dafür sorgte, daß das „Das Schweigen“ ungeschnitten in die Kinos kam (S. 116) und zieht als Fazit: „... Beispiele machen deutlich, wie es dem fd gelingt ... durch kompetente und unaufgeregte Kritik, den spekulativen Charakter voyeuristischer Streifen gegenüber der Ernsthaftigkeit künstlerischer Versuche abzugrenzen und dabei die je unterschiedliche Problematik vor dem Hintergrund des eigenen christlichen Glaubens- und Weltverständnisses innerhalb einer pluralistischen Gesellschaft kommunikabel zu machen“ (S. 144). Ähnlich positiv ist auch sein Resümee der Inhaltsanalyse in Kapitel V, wenn er betont, „daß es der Zeitschrift dabei überwiegend gelingt, ihre Leser verlässlich und fernab von ideologischer oder geschmäcklerischer Voreingenommenheit zu informieren“ (S. 228). Dabei verschweigt er aber auch nicht (z.T. zeitbedingte) Fehl-Urteile des „film-dienst“ (z.B. „Bitterer Reis“, Italo-Western).

Schatten ist eine kritische

Würdigung des „film-dienst“ gelungen, und damit leistet er auch einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der katholischen Medienarbeit insgesamt. Seine Fleißarbeit ist nicht hoch genug zu bewerten. So hat er eine Umfrage bei über 100 Institutionen, die mit dem „film-dienst“ und dem Lexikon arbeiten, durchgeführt und ausgewertet (VI.). Von eminenter Bedeutung dürften auch seine auf Video dokumentierten Interviews mit Zeitzeugen sein. Nestoren der katholischen Filmarbeit (Klaus Brüne, Werner Jungeblodt, Wilhelm Bettecken, Elisabeth Uhländer u.a.) können anschaulich und informativ wesentliche Eckdaten der Entwicklung zum Besten geben. Ebenfalls hervorzuheben sind interessante filmgeschichtliche Details, die man en passant erfährt (z.B. daß „Scarface“ schon 1930 produziert wurde, aber erst zwei Jahre später in die Kinos gelangte).

Im historischen Durchblick wird zudem die Gesamtentwicklung der Zeitschrift erkennbar. Aus einer Publikation, die „im Auftrag der Bischöfe alle Filme (zu) beurteilen und (zu) klassifizieren, sowie dieses Urteil den Priestern und Gläubigen in geeigneter Weise zugänglich (zu) machen“ hat (S. 76), wird in den 90ern eine Filmzeitschrift auch für „ein ausschließlich privat am Film interessiertes Publikum“ (S. 165). Melancholisch wird der Leser bei den Auflagenzahlen, die

z.T. im fünfstelligen Bereich lagen (1954: ca. 15.000!), momentan jedoch nicht an die 4.000 heranreichen. Der „film-dienst“ ist oft nahe am Puls der Zeit: Ab November 1960 gibt es eine Rubrik „Fernseh-Filmdienst“ und schon seit 1982 werden Videos rezensiert. Die Änderung des Layouts ab Mai 1990 macht den „film-dienst“ zum modernen, bebilderten Filmmagazin, das heute aber außerhalb der kirchlichen Medienarbeit anerkannter bzw. bekannter und geschätzter sein dürfte als bei den ursprünglichen Adressaten.

Zu wünschen ist dem Autor, daß er seine Dissertation ebenfalls publizieren kann. Zu hoffen bleibt, daß einige von Schattens angeführten Vorschlägen („Verkauf der Zeitschrift im Handel“, S. 161) nicht ungehört verhallen. Ein lesenswertes Buch für alle am Film Interessierten, dessen zu vernachlässigende Mängel nicht seine herausragende Bedeutung verringern. Neben wenigen orthografischen Fehlern, (zu) subjektiven Bewertungen des Autors („In den 70er Jahren entstehen Werke, die auch 20 Jahre später noch ärgerniserregend oder verstörend wirken“, S. 137), der Benutzung des Ausdrucks „Streifen“ für Film, vermißt der Rezensent den Hinweis auf temporäre „film-dienst“-Rubriken wie Spielfilm- und Kurzfilmanalysen, auf Sonderpublikationen wie zwei Bände „Filmanalysen“ (1961 bzw. 1964)

oder auf fd-extras, wie „Jesus in der Hauptrolle“ (1992) und „Zwischen Mythos und Alptraum: Das Bild der Familie im Spielfilm“ (1993).

Nichtsdestotrotz bleibt als Fazit: Wer sich für die Entstehung und Geschichte des „film-dienst“ interessiert, wird mit Schattens Buch bestens bedient und erhält zudem – zumindest in Auszügen – noch eine (deutsche) Kulturge schichte (des 20. Jahrhunderts) und (internationale) Filmgeschichte mitgeliefert.

Wolfgang Luley

Wehner, Josef: *Das Ende der Massenkultur. Visionen und Wirklichkeit der neuen Medien*, Frankfurt: Campus 1997, 222 S., DM 48,00

Elektronische Super-Highways, digitale Kompression und globale Netze mit Satellitenverbindungen – die technischen Begrifflichkeiten, die in den letzten Jahren den Medienmarkt überschüttet haben, klingen nicht nur beeindruckend, sie wecken auch beeindruckende Hoffnungen. Der triste Medienkonsum werde durch interaktives Vergnügen ersetzt, aus dem passiven Rezipienten werde ein selbstverantwortlicher Mitspieler, aus dem isolierten Fernsehgucker ein Teilnehmer an sozialen Prozessen. Massenmedien im herkömmlichen Sinne würden deshalb – so die Prognose – in absehbarer Zeit von interaktiven Medien verdrängt.

Josef Wehner hat es in seiner sozialwissenschaftlichen Dissertation unternommen, diese „Visionen der neuen Medien“ mit der Wirklichkeit zu konfrontieren. Es geht ihm darum, „eine angemessene Beschreibung der Massenkommunikation zu finden, um daran anschließend das gegenwärtig dominierende Bild der interaktiven Medien zu korrigieren“ (12).

Entsprechend dieses Programms beginnt er im ersten Kapitel (17–41) mit einer Skizzierung der klassischen Medienkritik, die vor allem auf die Passivität und Isolierung des Rezipienten und die strikte Rollentrennung zwischen Sender und Empfänger zielt. Die eher theoretisch-intellektuelle Kritik der 60er und 70er Jahre verbindet sich dabei mit der emanzipatorischen Kritik der 80er und 90er Jahre und bildet eine Allianz in der positiven Einschätzung der Chancen der neuen Medien. So werde das Fernsehen zum „elektronischen Kiosk“, in dem sich jeder „sein persönliches audiovisuelles Medienmenü zusammenstellen“ könne (34); Internet und Online-Dienste böten die Möglichkeit „Gemeinschaft und Unterhaltung“ (35) zu finden; die Aufhebung der Trennung von Produzent und Konsument befreie von der „Tyrannei der Sender“ (Flusser, 41). Damit gehörten „die anonymisierenden, passivierenden und schließlich auch entfremdenden

Wirkungen der Massenkommunikation der Vergangenheit an" (40).

In Kapitel 2 (42-64) diskutiert Wehner kurz die einschlägigen Positionen der Medienforschung, um eine theoretische Perspektive zu gewinnen, die eine Infragestellung der Multimedia-Euphorie gestattet. Er rekuriert dabei insbesondere auf systemtheoretische Ansätze, die die frühere Schieflage vermeiden, das Interesse einseitig auf Sender oder Empfänger zu legen und auf die konstruktivistische Debatte, die Medien als „Konstruktionsprinzipien des Realen“ interpretiert.

Kapitel 3 (65-109) setzt sich mit der These auseinander, daß es in unserer Gesellschaft einen großen Bedarf an interaktiven Medien gäbe. Wissenschaft, Wirtschaft und Privatleute erfahren ihre Beziehung zu den Massenmedien zunehmend als „Zwangsvorhältnis“ (14), aus dem man sich befreien wolle. Aus Sicht des Autors unterschätzt diese Position „die Beharrungskräfte eingeschliffener Mediengewohnheiten“ (65) und verharmlost „die zunächst irritierenden und desintegrativen Wirkungen neuer Medientechniken“ (65). Im Rückblick auf die Btx-Begeisterung der 80er Jahre, in der erfolglos versucht wurde, eine neues Medium am Markt zu etablieren, stellt er heraus, daß Rezipienten keineswegs immer die Bedürfnisse haben, die ihnen unterstellt werden. Für vie-

le seien neue Medienangebote „verbunden mit der Zumutung, Selbstverständliches und Vertrautes aufzugeben und Neues erst mühsam erlernen zu müssen, ohne genau zu wissen, warum“ (81). Dies gelte besonders für die Veränderung von Fernsehgewohnheiten, denn das Fernsehen sei nicht nur eine Methode der Information oder Unterhaltung, sondern zugleich „Navigationshilfe in einer komplexen Welt“ (96), indem es helfe, den Alltag zeitlich und räumlich zu strukturieren. Insofern hält Wehner den festen Glauben an den (wirtschaftlichen) Erfolg von interaktiven Medien zumindest für gewagt. „Vom Boom zum Boomerang ist es vielleicht nur ein Schritt, weil die Macher die Rechnung ohne die Mitmacher machen“ (108).

Kapitel 4 (110-151) versucht, ein zutreffendes Bild von der Bedeutung und Wirkung traditioneller Massenmedien zu zeichnen. Der Autor überprüft darin die Kardinalvorwürfe der Vereinzelung und Massifizierung der Rezipienten, die seiner Meinung nach dann an Überzeugungskraft verlieren, wenn man von einem erweiterten Begriff der Massenkommunikation ausgeht. Dann erlangen die Medien systemimmanent durchaus integrative Kraft und könnten in positivem Sinne als „Inklusions- und Synchronisationsmechanismus gesehen werden“ (116). Innerhalb des gesellschaftlichen Systems sorgten die

Massenmedien für einen ähnlichen Informationsstand, einen gemeinsamen Bezugsrahmen und einen vergleichbaren Erfahrungsschatz. Gerade darin liege ihr Reiz, „teilzuhaben an einer von persönlichen Perspektiven und selektiven Entscheidungen unabhängigen objektiven Welt. Man sieht, was andere sehen, man liest, was andere lesen“ (149).

Sind die Massenmedien nicht so schlecht wie sie gemacht werden, sind die interaktiven Medien nicht so gut. Dies versucht Josef Wehner im abschließenden fünften Kapitel (152–201) herauszustellen. Er weist alle Versuche zurück, Interaktivität mit vor-medialen Kommunikationssituationen zu vergleichen. Hypertext sei strukturell anders als ein persönlicher Brief, Diskussionen im Internet anders ein privates Gespräch. Besonderes Augenmerk legt er auf die Überlegung, daß interaktive Medien sich (auch auf Dauer) nicht dazu eignen, Massenmedien zu ersetzen. Denn allein Massenmedien gelinge es, „einerseits mit Hilfe anonymer, an keinen besonderen Zuhörer oder Zuschauer adressierter Kommunikationsangebote Gemeinsamkeit zu erzeugen, andererseits ... Unterschiede und Abweichungen zu ermöglichen“ (203). Online-Gemeinschaften dagegen zeichneten sich aus „durch ihre thematische Begrenzung und eine damit verbundene Abdichtung gegenüber dem ‚Rest‘ der

Kommunikation anderer Gemeinschaften“ (205). So könne das, was vordergründig nach Kommunikation und Interaktivität aussieht, in Wirklichkeit Vereinzelung und Segmentierung fördern. Zu prognostizieren sei daher – so das Fazit Wehnerts – ein Nebeneinander alter und neuer Medien, eine weitere Vermehrung medialer Angebote und ein immer dichteres Gedränge auf dem Medienmarkt.

Der Dissertation Josef Wehnerts kommt das Verdienst zu, eine von Ideologie und pauschaler Zu- oder Ablehnung geprägte Debatte um die interaktive Umgestaltung der Medienlandschaft sachgerecht aufgearbeitet zu haben. Für die Drucklegung wurde so weit wie möglich auf Fußnoten und einen wissenschaftlichen Apparat verzichtet, das Inhaltsverzeichnis auf knappe Kapitelüberschriften wie „Mediendämmerung“ und „Medienzugänge“ und wenige Zwischentitel reduziert. Das macht das Buch besonders für solche Leser empfehlenswert, die eine informierte und gut lesbare Einführung in das facettenreiche Gebiet „Multimedia“ suchen. Wissenschaftlich Interessierte müssen leider auf eine detaillierte Gliederung und ein Stichwortverzeichnis, die Orientierung und „kursives Lesen“ erleichtern würden, verzichten; sie finden im Anhang jedoch ein ausführliches Literaturverzeichnis.

Susanne Kampmann

Eurich, Claus; Mythos MultiMedia. Über die Macht der neuen Technik, München: Kösel 1998, 238 S., DM 29,90

Kulturpessimistische Szenarien gibt es viele - die Vision von Claus Eurich ist eine davon. Der Professor für Publizistik und Kommunikationswissenschaft in Dortmund legt aber nicht in erster Linie eine medienkritische Studie vor; er verfolgt einen ganzheitlichen Ansatz, in dem „gesellschaftswissenschaftliche und spirituelle Fragen bewusst integriert (sind), in der Hoffnung, dass Erkenntnis und Orientierung davon profitieren“ (23).

Eurich geht in seiner Gesellschaftsbeschreibung von der These aus, daß durch die Aufklärung alle religiösen Mythen ihre Glaubwürdigkeit verloren haben und durch wissenschaftliche Rationalität ersetzt wurden. Da aber der Mensch ohne Mythen, die das Woher und Wohin des Menschen und der Welt erklären, nicht leben könnten, sei ein Sinnvakuum entstanden. Dieses Sinnvakuum werde heute gefüllt durch sekundäre Mythen und Scheinmythen, die insbesondere die Medien anbieten. Die Folge sei eine „technische Neuversklavung des Menschen“ (15), die nach und nach in den sozialen und ökologischen Kollaps führe. Eine Hoffnung bleibe: Die Entwicklung sei reversibel, wenn der Mensch sich besinne, neu eine Kultur der (media-

len) Askese und des Schweigens einübe und so die Geburt und das Wachstum eines neuen, universellen Mythos ermögliche.

Eurich hat seine hier kurz resümierten Gedanken in fünf Kapiteln ausgearbeitet. Zunächst beschäftigt er sich mit dem „Wesen und Gehalt des Mythos“ (25-69). Mit Bezug auf Denker wie Ernst Cassirer und Mircea Eliade bestimmt er den „authentischen Mythos“ als „Vereinigung von Umwelt-, Mitwelt-, Innenwelt- und Gotteserfahrung“ (67). Authentische Mythen - als Beispiele zitiert er Schöpfungs- oder Göttermythen von Hesiod, Homer, den Pawnee-Indianern, der indischen Kultur und Babylons - zielen auf das Ganze des Seins und der Welt unter ausdrücklichem Bezug auf eine göttliche Offenbarung.

Kapitel 2 skizziert in Abgrenzung davon die „Mythisierung des technischen Universums“ (71-93), das sich in dem durch die Verabsolutierung der Rationalität hinterlassenen Sinnvakuum entwickelt habe. Die Mythisierung der Technik lasse sich differenzieren in fünf Grundmotive: Die Mythen des Fortschritts, der Machbarkeit, der Unfehlbarkeit, der Neuschöpfung und der Übernatur (88f.). Als „sekundärer Mythos“ entlarve er sich dadurch, daß er Scheitern nicht zulasse, im Gegensatz zum authentischen Ikarus-Mythos innnerhalb der Technik, der Raum gebe für Mißerfolg.

In folgenden entfaltet Eurich den heutigen „Maschinenmythos“ in zwei Konkretionen: Fernsehen und Multimedia. Kapitel 3 stellt „Die Magie des bewegten Bildes“ (95-129) in den Mittelpunkt. Der Autor setzt sich hierin ab von einer zu kurz greifenden, traditionellen Medienwirkungsforschung, die zu spät - nämlich bei Einzelwirkungen - ansetze. Seiner Meinung nach beginnt die Wirkungsqualität „nicht erst mit den Angeboten und Inhalten, sondern sie ruht bereits im Medium und seiner Überhöhung als Ikone selbst“ (97). Eurich stellt ausführlich vor, in welchem Maße das Fernsehen den Tagesablauf und die Weltaansicht der Menschen bestimmt, quasi-sakralen Charakter bekommt, Sehnsüchte hervorruft und sekundäre Mythen, die nur Teilbereiche des Menschseins umfassen (Erfolg, Schönheit, Wohlstand u.ä.) transportiert. Er faßt zusammen: „Das Medium als menschengemachter Mythos erlangt quasi-religiöse Bedeutung: Es stiftet Sinn, welchen auch immer; es deutet Welt, wie auch immer; es schenkt Vertrautheit, ständige Präsenz und Heimat, wo auch immer; es berührt Menschen in ihrer Sehnsucht und ihren Träumen und appelliert an das Unbewußte, auf welche Weise auch immer“ (11).

Zur Perfektion gelangen diese neuen Mythen im Multimedia-Zeitalter, das Eurich im 4. Kapitel als „Das Multimediale Univer-

sum“ (131-187) beschreibt. Hier werde der Mythos der Allmacht und der Allpräsenz greifbar, der jeden Gottesbezug vermissen lasse. „Den Turm bis in den Himmel bauen, mit den künstlichen Flügeln die Sonne streifen, mit dem technischen All-Geist alles kontrollieren und unfehlbar lenken. Dieser gemachte und auf Machbarkeit zielende Mythos läßt keinen Platz für das Göttliche“ (177). Die Verzichtbarkeit auf räumliche Nähe schüre darüber hinaus den „Mythos der Befreiung vom Körper“, die Speicherbarkeit des eigenen Wissen den „Mythos von der Unsterblichkeit“, die Fähigkeit zur Herstellung virtueller Realitäten den „Mythos der Gottähnlichkeit“.

Im Schlußkapitel zeichnet der Autor unter dem Titel „Abschied von den Technik-Mythen - Aufbruch zum Mythos, der befreit“ (189-212) ein hoffnungsvolles Gegenbild zum Schreckensszenario. Es gehe ihm nicht, so betont er mehrfach, um Technik-Feindlichkeit, um einen völligen Bruch mit dem technischen Fortschritt; er plädiere lediglich für ein „Hindurch durch die Technikdominanz, hin zu einer neuen Synthese von Schöpfung, Mensch und Technik“ (191). Diese Ent-Mystifizierung der Technik, die sich verabschiedet vom Glauben an einen „sich selbst reproduzierenden technischen Fortschritt“ und dem Sich-Fügen in die „technische Umgestaltung des Kommu-

nikativen und Sozialen“ (193) sei durch kleine Schritte zu erreichen: durch Veränderung der Sprache, die zunehmend menschliche Attribute auf Maschinen überträgt, durch Askese in der eigenen Mediennutzung, durch Rückbesinnung auf eine Lese- und Schreibkultur.

Ist der Abschied von sekundären- und Scheinmythen getan, kann (und muß) ein neuer „authentischer Mythos“ geboren werden. Er entstehe in einer neuen Kultur des Schweigens durch eine vierfache Begegnung: Begegnung mit der Schöpfung, mit dem anderen Menschen, mit der göttlichen Welt und dem eigenen Ich. In solcher ganzheitlicher Begegnung wachse der neue, heilverheißende Mythos „als jeweils Besonderes im einzelnen Menschen - in ihm, für ihn und zugleich über ihn hinausweisend ... Dieser Mythos führt den einzelnen nicht mehr zur Identifikation mit einer Gruppe oder einer begrenzten Kultur, er führt ihn zur Identifikation mit dem Leben schlechthin ... Nur dieser mythische Horizont (wird) den Überlebensorfernissen auf der Erde gerecht“ (202f.).

Die hier vorgelegte Skizze mag dem Leser so eigenwillig erscheinen, daß er sich fragt, warum dem Buch so viel Raum gewidmet wird. Aus Sicht der Rezensentin ist es die Mischung aus Wissenschaftlichkeit, die durch die berufliche Qualifikation des Autors noch unterstrichen wird, und eso-

terischer Spiritualität, die das Buch bemerkenswert macht. Die Reflexion auf Mythen der Menschheitsgeschichte und die Zustandsbeschreibung der Mediengesellschaft enthalten neben vielen Einseitigkeiten, Zuspitzungen und Übertreibungen auch manche Wahrheit. Diese Mixtur macht sachliche Gegenargumentationen oder gar Gegenbeweise schwierig, ein Dilemma, das Streitgespräche zwischen Christen und Vertretern esoterischer Spiritualität häufig scheitern läßt.

Verwundert hat die Rezensentin, daß Eurichs Buch in einem christlich geprägten Verlag erschienen ist. Der Verweis im Klappentext auf den Status des Autors als „Professor für Journalistik und Kommunikationswissenschaft“ und „Begründer eines Laien-Ordens“ sowie die Bewerbung im Sonderprospekt „Religion und Spiritualität“ weist Eurich höchste Kompetenz und Glaubwürdigkeit zu. Dies gilt einem Autor, der jede tiefere Auseinandersetzung mit christlichen Positionen vermissen läßt und statt dessen die einzige Hoffnung der Menschheit im „Übergang der Ermöglichung einer planetarischen und kosmischen Kultur“ (21) sieht.

Susanne Kampmann

Kurzbesprechungen

Donsbach, Wolfgang (Hg.); Public Relations in Theorie und Praxis. Grundlagen und Arbeitsweise der Öffentlichkeitsarbeit in verschiedenen Funktionen, München: Verlag Reinhard Fischer 1997, DM 39,00

Universitäre Vorlesungsreihen, die Studenten mit den Erfahrungen von Praktikern konfrontieren, erfreuen sich zunehmender Beliebtheit. Sie können helfen, theoretische Erkenntnisse in eine Beziehung zu setzen mit dem Berufsalltag, vermitteln das Gefühl, aus erster Hand informiert zu werden und machen Geschmack auf den kommenden „Ernst des Lebens“. Daß der oft narrative Vortragsstil der Referenten, mitunter mit Anekdoten vermischt, einen wohltuenden Gegensatz zum üblichen wissenschaftlichen Programm bietet, kommt als zusätzlicher Anreiz hinzu.

Dies gilt auch für die Vorlesungsreihe, in der das Institut für Kommunikationswissenschaft der TU Dresden PR-Praktiker aus Agenturen, Wirtschaftsunternehmen und öffentlichen Einrichtungen zu Vorträgen einlud, die nun in gedruckter Form dokumentiert sind. Dem Sammelband vorangestellt sind vier wissenschaftliche Artikel. Wolfgang Donsbach führt ein in die „Legitimität und Effizienz von PR“ (7-20); Günter Ben-

tele legt eine Positionsbestimmung und Thesen zu „Grundlagen der Public Relations“ (21-36) vor; Barbara Baerns lädt unter dem Titel „Öffentlichkeitsarbeit als anwendungsorientierte Publizistik- und Kommunikationswissenschaft“ (37-54) ein, die öffentlichen Kommunikationsprozesse zu durchschauen und zu gestalten, und Michael Kunczik gibt einen historischen Überblick über die Imagepflege von Staaten (55-69).

Es wäre naiv, zu glauben, die folgenden Vorträge der Praktiker präsentierten den real existierenden Arbeitsalltag mit allen Schwierigkeiten und Konflikten. Im Gegenteil sind sie bemüht, Ihre Firma bzw. Einrichtung und Ihr Arbeitsfeld in einem möglichst guten Licht erscheinen zu lassen. Daß alle Referenten auf Honorar und viele auf Fahrtkosten verzichteten, illustriert diese Vorbedingung: Vorträge an Universitäten wollen keine Wahrheit vermitteln, sondern sind Teil der eigenen PR-Arbeit.

So wehrt sich Olaf D. Eybe, der Geschäftsführer der Dresdener „Agentur für Kommunikation“ gegen das Vorurteil, Werbung und PR seien ein „frivoles Spiel ohne Grenzen“. Der Beruf sei „harte Arbeit“, die Agentur ein durchstrukturiertes Wirtschaftsunternehmen mit unterschiedlichen Abteilungen, wie Beratung, Konzeption, Text und Graphik, aber auch mit weniger schillernden

Aufgaben wie Einkauf, Produktion, Buchhaltung und Archiv. Oberstes Gebot sei Seriosität und Vertraulichkeit, so daß die Mitarbeiter „beinahe zu bezahlten Beichtvätern ihrer Kunden“ würden.

Selbstlos gibt sich auch Ulrich Höver, der Leiter des Amtes für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Stadt Dresden, der seine Arbeit als „Pflichtaufgabe“ im „Dienstleistungsunternehmen Stadt“ interpretiert. Ziel sei nicht die Vertretung der Interessen von Verwaltung und öffentlichen Einrichtungen, sondern die „Ermöglichung von Demokratie“ durch Information der Bürger und die „Ermöglichung von Pressefreiheit“ durch Information der Medien.

Überhaupt steht die Öffentlichkeitsarbeit öffentlicher Einrichtungen offenbar ganz im Dienst der Wahrheit. So betont Brigitte Manitz, Pressesprecherin im sächsischen Umweltministerium, daß sie in ihrer alltäglichen Arbeit prinzipiell nach dem Grundsatz handle: „Ehrlich währt am längsten“. Auch Michael Sagurna, Regierungssprecher des Freistaates Sachsen, hält Offenheit gegenüber Journalisten für das Berufsprinzip, bei dem man „sowohl moralisch-ethisch als auch praktisch richtig liegt“. Der faktische Nachteil dieser Transparenz, daß nämlich interne Konflikte in die Öffentlichkeit getragen würden, sei auszuhalten zum

Wohle eines „demokratischen Willenbildungsprozesses“.

Ähnliche Beispiele für eine eigeninteresse-geleitete Sicht der Dinge lassen sich auch in den übrigen Vorträgen finden, in denen die Öffentlichkeitsarbeit zweier Medienunternehmen (Norddeutscher Rundfunk und der Verlag Gruner+Jahr), der Deutschen Shell-AG (die seit Jahren unter der Brent-Spar-Affaire leidet und sie dennoch als „Chance“ begreift) und der TU Dresden vorgestellt werden. Wenn man jedoch um diese Vorbedingung weiß und mit der nötigen Distanz die Vortragstexte liest, bleiben genügend lesenswerte Details und Aspekte übrig. Gerade Studentinnen und Studenten, die sich in den Bereich Presse- und Öffentlichkeitsarbeit orientieren wollen, werden den Band mit Interesse, Gewinn und Geschmack lesen.

SuK

Becker, Barbara/Paetau, Michael (Hg.); Virtualisierung des Sozialen. Die Informationsgesellschaft zwischen Fragmentierung und Globalisierung, Frankfurt: Campus 1997, DM 58,00

Ein weiteres Beispiel dafür, wie sehr die Veränderung unserer Kommunikations- und Medienstruktur durch die Nutzung von Internet und anderen multimedialen Netzwerken die wissenschaftliche Diskussion beherrscht, ist

ein Sammelband, in dem meist jüngere Autorinnen und Autoren die Zukunftsvision einer multimedialen Informationsgesellschaft beleuchten. Der Band ist hervorgegangen aus einer Ad-hoc-Gruppe, die sich 1996 beim Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Soziologie zusammengefunden hat. Ziel ist es, einerseits den gegenwärtigen Veränderungsprozeß in der Gesellschaft dadurch zu erhellen, daß auf sozial- und geisteswissenschaftliche Theorietraditionen Bezug genommen wird, und andererseits durch eine Vielzahl unterschiedlichster Reflexionen die Komplexität der Entwicklung aufzuzeigen.

Das Buch vereint in zehn Beiträgen Ansätze der Disziplinen Soziologie, Philosophie und Medienwissenschaften, wobei einige Texte eher (erkenntnis-)theoretisch, andere eher praktisch orientiert sind. So bietet Reinhard Brunnier (11-28) philosophiegeschichtlich fundierte Überlegungen zum Verhältnis von Einheit und Differenzierung in der Gesellschaft; Ulrich Schmid (81-101) benennt die vielfältigen Voraussetzungen, die notwendig sind, sollen die erhofften demokratiefördernden Effekte der interakti-

ven Medien eintreten; Michael Paetau (103-134) diskutiert die These, daß sich in Computernetzen neue Formen von Gemeinschaft entwickeln, und fragt, ob solche Netze tatsächlich ein neuer „Sozialer Raum“ sind, der die traditionelle Bedeutung ortsbezogener Kommunikation in Zukunft ersetzen könne.

Zu den praktischer akzentuierten Beiträgen gehört der von Hartmut Winkler (185-202), der sich mit den viel benutzten Suchmaschinen (search engines) als „Metamedien im Internet“ auseinandersetzt; Christiane Funken (203-222) thematisiert das immer häufiger in die Schlagzeilen geratene Problemfeld „Gewalt im Internet“, während Ute Hoffman (223-256) exemplarische Angebote und Szenarien im Netz detailliert beschreibt.

Wie immer bei Sammelbänden ist die Vielseitigkeit der Aufsätze zugleich Stärke und Schwäche. Der bereits gründlich vorinformierte Leser kann von weiterführenden Aspekten und von ausführlichen Literaturangaben profitieren; ein strukturiertes Überblickswissen ist von dem Buch hingegen nicht zu erwarten.

SuK